Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 24 (1944-1945)
Heft: 6

Artikel: Pestalozzis Zuversicht
Autor: Bohnenblust, Gottfried
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-159197

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

tellektuellen Personals abgeben würde. Es ist zutreffend, daß diese Vorschläge weitgehend an die Intervention des Staates und insbesondere des Bundes appellieren. Man muß sich jedoch in dieser Beziehung zwei wohl kaum zu bestreitende Tatsachen vor Augen halten. Einmal wird der öffentliche Kredit der heute zur Diskussion stehenden Arbeitsbeschaffungsprogramme ganz wesentlich auch daran gemessen werden, ob der Bund in der Lage sein wird, seinen eigenen Arbeitskräften eine Beschäftigungsmöglichkeit zu geben. Es wäre der denkbar schlechteste Auftakt für die Arbeitsbeschaffung im Großen, wenn es den zuständigen Behörden nicht gelingen würde, dieses sich in engem Rahmen haltende Teilproblem zu lösen. Anderseits ist zu bemerken, daß ein Abbau des kriegswirtschaftlichen Apparates anders als durch staatliche Mithilfe gar nicht denkbar ist. Bund, Kantone und Gemeinden haben diese Organisation in langer und mühevoller Arbeit geschaffen, und es wird logischerweise wiederum ihnen zufallen, diese sukzessive zu liquidieren. Die hier umschriebene Notwendigkeit einer staatlichen Mitwirkung während der Übergangszeit von der Kriegs- zur Friedenswirtschaft präjudiziert infolgedessen die künftige Wirtschaftsordnung, d. h. die Frage, ob die Regelung der Beziehungen zwischen Staat und einzelnem Wirtschaftssubjekt nach liberalen oder kollektivistischen Gesichtspunkten zu erfolgen habe, in keiner Weise.

Pestalozzis Zuversicht [1]

Von **Gottfried Bohnenblust**

Von der Höhe eines frohen Sommermorgens blicken wir in diesem hellsten Saale dieses stolzen Hauses und dieser herrlichen Stadt über ein halbes Jahrhundert gemeinsamer Erzieherarbeit. Hinter den Stunden geistiger Förderung und erquickender Geselligkeit steigt die mächtige Mühe auf, die Tag um Tag, Jahr um Jahr, Jahrzehnt um Jahrzehnt zu bewältigen war, ohne Starre, ohne Bruch, in gesunder Wechseldauer. Geschlecht um Geschlecht kommt herauf, sieht sein Bewußtsein erwachen, lernt, lehrt und leitet, dauert und geht. Wo aber der Funke des Geistes gezündet, überdauert er den Tod.

Gemeinsam ist die frohe Feier: gemeinsam war die Last und Lust der Arbeit. Der Bürger, der sein Leben mit der Bildung unserer Jugend zubringt, steht nicht allein. «Geschrieben in meiner Einsamkeit»: diese klagenden Worte setzte Pestalozzi über den dritten Teil von Lienhard und Gertrud, nachdem sein erstes Armkinderhaus zusammengebrochen war und der Gedanke ihm das Herz zerschnitt, er sei wohl noch ein Vater der Armen,

[1]) Rede, gehalten am 18. Juni 1944 in der Aula der Zürcher Universität, zur Feier des fünfzigjährigen Bestehens des Lehrervereins Zürich und des fünfundsiebzigjährigen der Pädagogischen Vereinigung.

aber kein Armenvater mehr. Wir arbeiten in Gemeinschaft: und wir verdanken es zum guten Teil dem großen Einsamen.

Wohl besteht jede Gemeinschaft nur solange als die Menschen, die sie bilden, fest auf ihren Füßen stehen. Jede Kette ist so stark wie ihr schwächstes Glied. Aber die Ringe fügen sich fest und willig zur Kette. Wir sind nicht Einsame ohne Gemeinschaft: wir sind freie Arbeiter am gemeinsamen Werk. Wir bilden die Jugend des Einen Vaterlandes für unsere gemeinsame Zukunft. Wohl tun wir es an verschiedenen Stätten, in verschiedenen Sprachen, mit verschiedenen Mitteln und Methoden, mit verschiedenem Temperament. Aber wir arbeiten in demselben Willen, die Jugend nicht in die Knechtschaft des Ewiggestrigen zu schlagen, sie nicht in den Abgrund des Ewignichtigen zu stürzen, sondern sie zum Leben im Ewigwahren zu bilden.

Sich solch hohen Zieles zu freuen, heißt nicht «schön sagen, was man gut tun soll». Wir halten uns gegenwärtig, was Pestalozzi Fröbel ins Stammbuch schrieb: «Der Mensch bahnt sich mit der Flamme des Denkens und mit dem Funken des Redens den Weg zu seinem Ziel. Aber er vollbringt diesen Weg, er vollendet sich selber nur durch Schweigen und Tun».

Wir lassen uns auch nicht bannen durch Werk und Willen vergangener Tage. Dankbar und entschlossen blicken wir vorwärts. Lebendige Vergangenheit dauert in uns, für uns; durch uns leuchtet sie fort auf das Werk, das vor uns liegt.

In diesem Vertrauen stärkt uns die Begegnung mit dem geistigen Vater unserer Volksschule. Er hat ja auch als Erster dem Wort «Schulmeister» einen leisen Schimmer verliehen, den kaum ein verwandter Ausdruck eigner oder fremder Sprache hat. So gewagt es ist, Eulen nach Athen zu tragen, können wir doch in dieser seiner Vaterstadt unmöglich an ihm vorübergehen.

Sein schweres Leben war der Weg zu einem Ziele, das weit jenseits seines Todes lag. Sein hartes Leid war ein Quell, aus dem ihm nicht nur Lehre, nicht nur Freude, sondern Heil des armen Volkes strömen sollte. Seine Kraft lag in der Macht seines Herzens, zu glauben und nicht zu verzweifeln, zu arbeiten und nicht zu verzweifeln, zu lieben und nicht zu verzweifeln.

Das ist Pestalozzis Zuversicht.

I.

Zuversicht ist nicht ein Lieblingswort Pestalozzis. Er spricht es selten aus; auch in dem originellen Wörterbuch des «Natürlichen Schulmeisters» steht es nicht zu lesen. Wir finden es dreimal in seinen Werken und Briefen: einmal in der Jugend und zweimal in der dunkeln letzten Zeit. In den Briefen der Liebe, die der Jüngling an Anna Schultheß richtet, redet er von seinem Glauben, Gott werde ihm die Geliebte geben: «mit großer Zuversicht traue ich seiner Vorsorge und leide geduldig». In den Lebens-

schicksalen spricht er von der Zuversicht, die in einem lichten Augenblick des Niedergangs so stark gewesen, daß er ohne Bedenken seinen jungen Enkel und dessen Mittel für sein Werk gewonnen habe. Endlich beruft sich die letzte Rede des Greises vor der Helvetischen Gesellschaft auf die Zuversicht, mit der er von den Bedürfnissen des Vaterlandes gesprochen: er vertraue darauf, selbst seine sachlichen Gegner würden ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, anzuerkennen, daß sein Wort, aus reinem vaterländischem Herzen geflossen, mit seinem Werk im Einklang stehe.

So oft Pestalozzi verwandte Worte braucht, wie gläubige Hoffnung oder unerschütterliches Vertrauen auf gesegnete Ernte: Zuversicht ist nicht sein Lieblingswort. Wohl aber ist sie die Grundkraft seines Wesens und seines Werks.

Pestalozzis Zuversicht beruht nicht auf gründlicher Kenntnis sichtbarer Welt, ihrer Zusammenhänge und Gesetze. Er ist das ewige Kind im Glauben und Handeln: das Genie ohne Talent. Und wenn er Genie des Herzens, Genie des Geistes und Genie der Kunst unterscheidet, leidet es keinen Zweifel, zu welchem er gehört. Er denkt nicht an sich: aber unwillkürlich setzt er das Genie des Herzens obenan. «Ich bin durch mein Herz, was ich bin»: so bekennt er später, und das Urteil seiner Erfahrung ist das der Geschichte geworden.

Ihm sind Gott, Freiheit und Unsterblichkeit weder beweisbare Erkenntnisse noch Postulate der praktischen Vernunft, wohl aber Gewißheiten des Herzens. Auch reines Menschenrecht geht ihm nur aus Wahrheit und Liebe hervor: wie viel mehr lebendige Bildung des Menschen!

Zuversicht heißt sich zu einem andern oder zur Welt oder zu Gott gewiß des Guten versehen. Die Sprache hat den ursprünglichen Doppelsinn zu Gunsten der positiven Deutung getilgt: die ironische «schöne Zuversicht», die «böse Zuversicht» ist fast ganz verdrängt: aus bestimmter Erwartung irgend eines Schicksals ist gewisse Hoffnung des Guten geworden. Wer Zuversicht hat, versieht sich des Segens und der Freude. Nicht immer mit Grund. Auch Pestalozzi hat sich manchmal in Menschen, denen er unbedingt vertraute, versehen: in solchen, die er für seine Kinder, Jünger, Freunde gehalten und die doch nur sich in ihm liebten, in aufgeklärten Despoten, dann in Propheten der Umwälzung, bevor sie ihm die «verfluchte Revolution» geworden war und sein Vertrauen sich wieder den Fürsten des alten Europa zuwandte. Noch am Grabe Annas klagt er seinen unbesonnenen Glauben an die Menschen an, der ihn unglücklich gemacht, wie es einst der wandernde Dichter des Mittelalters getan: «ich bin ein wunderlîcher man, daz ich mich selber nicht enkan verstân und mich so vil an frömde liute lâze». Pestalozzi kennt den Menschen besser als die Menschen. «Ein froher, milder Sinn ist meine Natur», schreibt er an Delbrück, «und ich glaube an alles Gute der Menschen mit einer Unbefangenheit, daß auch die härtesten Erfahrungen meines Lebens es nicht

vermocht haben, mich von der Schwäche zu heilen, durch die ich so oft das Opfer der Menschen ward, denen ich mehr zutraute, als in ihnen lebte».

Ebenso hat sich Pestalozzi zu eignen und fremden Unternehmungen, zu großen Strömungen der Zeit, zur unmittelbaren Wirkung seines Werkes verhalten. All das beruht auf der Zuversicht zum göttlichen Funken im Menschen. Zuweilen ist er hell und warm vor seinem Auge aufgeflammt: in seiner Mutter, in edelmütigen und edelmutigen Dienerinnen, in ausdauernden Freunden und Helfern, vor allem in der treuen Gefährtin seines Lebens: auch in Kindern, die seine Liebe durch Zutrauen und fruchtbare Arbeit vergalten, endlich in der Glut des Werks, das ihn überdauern sollte. Wo die Zuversicht dem Göttlichen im Menschen galt, war sie gefährdet: denn der Mensch ist nicht Gott. Wo sie sich auf das Urbild und den Urquell selber richtete, hat sie ihn am Ende nicht betrogen.

Pestalozzis Zuversicht ist nicht ein Begreifen, sondern ein Ergriffensein. Sie ist Affekt, der wieder affizieren will: Feuer vom ewigen Feuer, Licht vom ewigen Licht. Ein freiheitsdurstiger Geist will zur Freiheit bilden, ein liebevolles Herz will durch Liebe segnen. Die Liebe aber ist Gottes Kraft im Menschenherzen.

Allerdings ist der Sieg dieses Glaubens und dieser Liebe Pestalozzi nicht zu allen Zeiten gleich gewiß gewesen. Auch seine Zuversicht ist nicht unerschüttert geblieben. Aber der «Angefochtene» äußerer Not und innerer Angst hat letzten Endes die Anfechtung überwunden, die jeder tiefere Mensch aus Erfahrung kennt, und er ist zu neuem Glauben, neuer Liebe, neuer Hoffnung durchgedrungen.

Die Unmittelbarkeit des Vaterglaubens und des Kinderglücks klingt in der «Abendstunde eines Einsiedlers» am mächtigsten auf. Ursprünglicher Eindruck der Gestalt Christi, Zwinglis Erbe, von frommen Vorfahren gehütet, Bodmers begeistertes Wort, das der Dichtung das Wunder retten wollte wie Pestalozzi dem Leben, Rousseaus Rückruf zu reiner Natur wirken deutlich nach. All das lebt in verschiedenem Grade und wechselnder Stärke in Pestalozzi: später kommen Impulse des deutschen Idealismus dazu. Aber er ist nicht die Summe dieser Elemente. Auf keines Menschen Wort hat er geschworen: keine Form noch Formel fing ihm den Reichtum des Herzens ein. «Die Liebe Gottes ist dein Leben, o Sterblicher! Gott ist Vater der Menschheit: Kinder Gottes sind unsterblich». Ohne Gott sieht er keine Liebe und ohne Liebe keinen Gott.

Vaterliebe führt ihn zur Liebe Gottes, und diese «sichert» wieder das irdisch-schöpferische Verhältnis: «Gott ist die naheste Beziehung der Menschheit». Ja, das Menschenherz ist ihm größer als die Welt. So ist Liebe der einzig wahre Gottesdienst, die eigentliche Gegenwart Gottes auf Erden.

Die Offenbarung der Liebe ist die Erlösung der Welt. «Liebe ist das Band, das den Erdkreis verbindet, das Gott und Menschen verbindet». So ist Liebe auch unmittelbares Wirken zur Ehre Gottes.

Wie kann man behaupten, das sei «ein Christentum, das von keiner siegreichen Hoffnung getragen werde», «ein träumerischer und trostloser Glaube», der nur die eigne Kraft kenne? Woher hat das Kind seine Kraft, wo nicht von seinem ewigen Vater?

Pestalozzis Jugend teilt noch die naive Annahme eines wesentlich endaemonistischen Zeitalters, daß dem Glauben und der Liebe immer auch sichtbarer Sieg sicher sei. Der Weg von Lienhard und Gertrud geht vom Bilde tiefer Zerrüttung zur Ordnung. Gertrud ist inmitten dieser Haus- und Dorfgeschichte Pestalozzis leibhafte Zuversicht. Die religiöse Haltung steht hier noch diesseits der Erfahrung Hiobs, diesseits des großen Dennoch des Psalms, in dem der heroische Gehorsam, das heroische Dennoch auch ohne sichtbaren Sieg beginnt: «Dennoch bleibe ich stets an dir: denn du hältst mich bei deiner rechten Hand. Du leitest mich nach deinem Rat und nimmst mich endlich mit Ehren an».

Das Werk der Liebe stürzt vor Pestalozzis Augen zusammen: bis in sein hohes Alter wartet er auf seine Auferstehung. Furchtbare Jahre kommen: das Gespenst der Sinnlosigkeit grinst aus den öden Mauern, in denen er haust. Die Zuversicht zu Gott und Mensch war in Einem Zuge gewachsen: nun geraten beide zugleich in Gefahr. Pestalozzi glaubt im Morast zu versinken. Er sieht sich «tief unter dem Engelgang, den Glauben und Liebe den Menschen führen». Wie gern ging er ihn mit! Aber der mutig-demütige Diener armer Kindheit muß zum Menschenmaler werden, weil er nicht Menschenbildner sein darf. Er tut, was er kann: aber die Klage gleitet an den Rand der Verzweiflung.

Auch später, da aus dem Chaos das Wunder seines Werks ersteht, da er den Glauben wieder in sich herstellen kann, da der arme Müdling als Greis eine Weile darstellt, was der Jüngling geträumt, kommen noch Tage, da ihn die Zuversicht verläßt: da er zu Neujahr einen Sarg zwischen sich und «sein Haus» stellt und über die eigne Nichtigkeit klagt, da er am Sarg der Gefährtin sich und seine Traumsucht verdammt. Auch da noch will er lieber, daß seine Liebe gegen ihn Recht habe, als daß er selber Recht behalte.

Erloschen aber ist Glaube und Liebe auch in den schwersten Tagen nicht. Hier ist nicht wie im Zarathustra Gott an seiner Liebe zu den Menschen gestorben, sondern er lebt ganz eigentlich in dieser Liebe.

Das Feuer des Rufers in der Wüste bleibt ein heiliges Feuer, und seine Rede ist «wie ein verblichenes Siegel der Göttlichkeit der Menschennatur»: nicht ihrer Schwäche, nicht ihrer Wildheit, sondern ihrer tiefsten Liebeskraft. «Die innere Kraft der Menschennatur ist eine göttliche Kraft: sie ist die Kraft Gottes». Der Mensch bleibt das hohe Wunder im chaotischen Dunkel unerforschter Natur: er ist Pestalozzis eigentliche Welt. Seine Zuversicht, die erst kindlich rein und rein kindlich gewesen, gewinnt nun ihren heroischen Zug: «Dennoch glaube ich ewig und allgemein an das

Menschenherz und gehe jetzt in diesem Glauben meine bodenlose Straße, wie wenn sie ein römisch gepflasterter Weg wäre».

«Wer hohe Klarheit hat, darf tiefes Dunkel haben», dieser ungewollte Alexandriner steht gewaltig mitten im Sturzbach von Pestalozzis Prosa. Das tiefe Dunkel ist da; es endet nicht für jeden vor dem Ende seiner Tage. Nach Pestalozzis neuem Aufstieg, der ein Wunder in seinen Augen war, kam auch für ihn letzter Sturz und einsamer Tod.

Es war die letzte Probe seiner Zuversicht. «Die Sonne geht auf und geht wieder unter, aber Wahrheit und Liebe gehen nicht auf und gehen nicht unter: sie bleiben ewig wie Gottes Herz, das im Menschen schlägt».

Auch Pestalozzis Zuversicht ist nicht untergegangen. Sie verlangt nicht mehr stürmisch, Erfolg und Gewinn sofort vor Augen zu sehen. Sie findet das Urwort des Vertrauens: «Gott ist groß im Segen des Glücks, er ist größer im Segen des Unglücks». Sie löst sich von seiner eignen Person, ihrer geschichtlichen Notwendigkeit und Bedeutung. Sie bringt das Werk eigner Liebe den kommenden Geschlechtern dar, daß sie es prüfen: nicht um seinetwillen, nicht um seiner Bitte willen, sondern weil es über allen persönlichen Gaben und Grenzen ein Werk des Menschengeschlechtes ist.

Die Liebe des großen Erziehers ist selbstlos geworden: selbstloser als sie je gewesen. Der Glaube ist nun «eine gewisse Zuversicht dessen, das man hofft, und nicht zweifelt an dem, das man nicht sieht». Glaube und Liebe erscheinen in Pestalozzis letzten Jahren schier unzertrennlich, fast als Ein Wort wie Goethes Gottnatur.

«Alles um Liebe» stand auf Goethes Petschaft.
«Alles aus Liebe» ist das Siegel Pestalozzis.

II.

So steht Pestalozzi, der Mann der mutigen Zuversicht, vor uns: kein scharfer Denker, aber flammend von lebendigen Gedanken; kein Erfinder einer alleingültigen Methode, aber ein Bildner ersten Ranges; kein Theolog, aber ein Jünger Jesu.

Wie hätte Pestalozzi die Worte des Dichters verstanden, der hundert Jahre nach ihm als Gast seiner Heimat zur Ruhe kam: «Dies ist das Wunder, das an den wirklich Liebenden jedesmal geschieht: je mehr sie geben, desto mehr besitzen sie von jener köstlichen, nährenden Liebe, aus der Blumen und Kinder ihre Kraft haben und die allen Menschen helfen könnte, wenn sie sie nehmen wollten, ohne zu zweifeln».

Und er, der wie vom heiligen Lachen vom heiligen Weinen gesprochen, das dem Menschen eigen sei und sein Herz heilige, wie hätte er sich bei aller polaren Ferne der Form in der Bitte desselben Dichters wiedergefunden:

«Daß ich dereinst, an dem Ausgang der grimmigen Einsicht,
Jubel und Ruhm aufsinge zustimmenden Engeln!
Daß von den klargeschlagenen Hämmern des Herzens
Keiner versage an weichen, zweifelnden oder reißenden Saiten!
Daß mich mein strömendes Antlitz glänzender mache.
Daß das unscheinbare Weinen blühe ...»

Wir haben Leid und Lied seiner Seele vernommen.
Was bedeutet uns Pestalozzis Zuversicht?

*

Wir leben in andern Tagen als die seinen gewesen. Seine Sehnsucht hat in die unsern hinausgeblickt: nicht alle seine Träume für das Menschengeschlecht sind in ihnen gereift. Und doch haben wir es heute leichter, Erben seiner Zuversicht zu sein.

Wir haben die vereinigte Eidgenossenschaft, die er erhoffte: «Ein Volk, Ein Land, Eine Macht, Ein Herz und Eine Seele jedem Feind gegenüber». Eine Einheit in Eintracht wollte er. Sie ist nicht vollkommen, aber sie ist gewachsen. Tag für Tag bleibt sie uns ewig neue Aufgabe.

Wir haben unsre Volksschule, die zu Pestalozzi aufblickt. Unser Volk liebt seine Schule: anschauungsfroh, stufengerecht, gemeinschaftbildend. Unsre Kinder mögen in manchem anders aussehen als die er zu erziehen unternahm: die armen, denen seine größte Liebe galt, und die andern, die von selber zu ihm kamen. Aber im Grund hat sich unsre Aufgabe nicht verändert, so viel einfacher und so viel reicher zugleich sie geworden ist.

Immer noch ist Vaterkraft und Mutterliebe Ursprung und Vorbild aller wahren Bildung. Immer noch ist auch für Vaterliebe und Mutterkraft Raum genug. Immer noch wurzelt alle Bildung in dem, was Pestalozzi die gesegnete, ja die heilige Wohnstube nennt. Immer noch ist der rein tierische und der rein gesellschaftliche Mensch etwas, was überwunden werden muß. Immer noch ist die sittliche Bildung wesentlich Werk des Einzelnen; immer noch ist dieser Einzelne freilich auch Kind des Himmels und der Erde und hat seine göttliche Kraft nicht aus sich selbst. Immer noch lebt wahre Gemeinschaft von wahren Persönlichkeiten. «Laßt uns Menschen werden, damit wir wieder Bürger, damit wir wieder Staaten werden können!» So ruft Pestalozzi, wie Napoleons Europa in sich zusammenbricht. Immer noch gilt es, den Staat menschlicher, nicht den Menschen staatlicher zu machen. Immer noch ist es die Kraft der Zuversicht, aus eignem Chaos die Zucht lebendiger Ordnung wachsen zu lassen.

Aber da stöhnt der Zweifel aus der Tiefe des Herzens: Wir leben in einer verkehrten Welt, in welcher der Geist zerstört, statt zu bauen, wo die schöpferische Kraft dem Tode statt dem Leben dient, weil ihre Richtung sich buchstäblich ver-rückt hat.

Das mahnt uns, daß Pestalozzis naive Jugendzuversicht in abgründigem Leid zu einer heroischen Zuversicht geworden ist. Er stand dem

Dennoch des Psalmisten näher als dem des Prometheus. Aber auch sein Herz heißt Dennoch wie das des olympischen Dichters. Auch er tut sein Werk mit oder ohne Dank. Auch er wandert mit verhärmten Wangen, womöglich ohne Wank: und sollte sein Fuß anstoßen, so verrät er doch sein Herz nicht.

Bald nach Pestalozzis Erlöschen ist der Gedanke aufgekommen, der Fortschritt der Menschheit sei durch den Fortgang der Zeit, das Erbe der Ahnen und immer steigende eigne Leistung gegeben und gesichert. Selbsttätiger Fortschritt war von vornherein ein Mißverständnis: heute glaubt niemand mehr daran. Unendlich viel Zuversicht ist dadurch vernichtet worden. Aber Pestalozzis heroische Zuversicht in seiner letzten Zeit schwerster Erfahrung ist uns ein viel höheres Vorbild als die naive seiner Jugend, da ihm alles Gelingen guten Willens schon durch den Wunsch wahrscheinlich und glaubhaft erschien. Nicht die Zuversicht des Also, nur die Zuversicht des Dennoch hält heute stand. Die Zeit steht nicht still: und unser Gang führt in wildem Wechsel über Berg und Tal. Wie viel Werte leuchten auf, gelten, verblassen und versinken! Aber das Vertrauen der Kinderherzen, das Leuchten der Kinderaugen, die stille Zuversicht einer Kinderhand, eines tapfern kindlichen Fußes kommt immer wieder. Und wir wahren unsre Liebe zum Guten im Kinde, das ihm gegeben ist, wie unsre Freiheit, «die Reinheit menschlicher Natur in den Kindern zu finden», alles zu ehren, was rein ist, allem zu wehren, was den reinen Wert gefährdet, und alles zu achten, was doch Sinnbild der Reinheit heißen darf.

Immer noch vermag nur Zutrauen Zutrauen zu wecken. Wir glauben nicht mehr, daß alles übrige von selber gelinge. Aber wir wissen, daß ohne Vertrauen nichts gelingt. Und so nötig es ist, auf die Gassen achtzugeben, so wesentlich ist es geblieben, zu den Sternen aufzuschauen. Wenn uns auch vielleicht die «reine Psychologie» nicht in «Einfachheit, Liebe, ruhiger Kraft» aufgeht, so taugt doch alle Psychologie, die davon nichts wüßte, im Leben nicht viel.

Bildung in und zu lebendiger Gemeinschaft wird desto wichtiger, je lauter die lautesten Hörner des Tages verkündigen, die Welt sei Wille zur Macht und nichts außerdem. Nein, ruft Pestalozzi, der Quell der Welt ist Liebe und nichts außer ihr. In diesem Kampf entscheiden nicht abstrakte Werte, richtige Begriffe, sondern lebendige Wirklichkeiten: sie allein gewinnen das Herz, überzeugen die Jugend, reißen werdende Menschen zu eigner Tat und eignem Opfer hin.

So haben wir Pestalozzis Zuversicht zu den reinen bildbaren Grundkräften der kindlichen Natur einem kalten Fatalismus gegenüber festzuhalten, ohne maßlose Vergötterung des Kindes, aber auch ohne maßlose Entwertung des Menschen und der Menschheit. Der Mensch ist nicht Gott. Auch das Kind ist nicht Gott. Aber es ist auch nicht schlechthin vom Bösen. Wie Pestalozzi am Ende auf den Trümmern seiner frühen Träume und seines reifen Werkes den Glauben an die Güte Gottes und an die Macht

der Liebe festhielt, wollen wir uns heute auf den Trümmern des alten Europa dem dankbaren Glauben an den Schöpfer Geist, der Kraft hegender und heilender Liebe und unerschütterlicher Hoffnung offenhalten. Wir können sie nicht erzwingen. Wir können sie nicht schaffen. Aber wir können sie aufnehmen und fruchtbar werden lassen: jeder an seinem Ort, jeder in seiner Art. Untergang ist immer und überall: das neue Heil kommt nur aus neuer Liebe.

Die Hauptsache ist nicht, daß unsre Zuversicht sofort und sichtbar Recht behalte, sondern daß unsre Zuversicht nicht sterbe.

Denn aus ihr quillt, was da kommen soll.

Und wie es Pestalozzi in allen Dingen um die Frucht, nicht um die Schale zu tun gewesen, ob auch die Frucht nicht ohne Schale reift, so wollen wir uns in den Dingen der öffentlichen Ordnung und des geistigen Lebens zuversichtlich an die lebendigen Werte halten: über alle Grenzen der Formen und Formeln, der Worte und Bilder hinweg. Unsre Zuversicht gilt dem Kern: er birgt das Leben.

Was Pestalozzi am Neujahrstag 1811 seinen nordischen Zöglingen zurief, gelte heute uns allen in der Stunde der Erhebung, des Gedenkens und der Ausschau:

«Ihr sucht die Hilfe des Vaterlandes nicht im Schein der Vergänglichkeit. Ihr sucht sie im Unvergänglichen und Ewigen».

Tun wir das im Geist und in der Wahrheit, so helfen wir Pestalozzis Zuversicht erfüllen.

Der Geist

Ein Vortrag von **Karl Kerényi**

Vor einigen Jahren sprach man nur bezüglich der klassischen Altertumswissenschaft von einer Krise. Heute spricht man von der Krise der Geisteswissenschaften. Wir erleben heute lauter Krisen. Was bedeutet „Krise" überhaupt? Und was bedeutet sie auf Wissenschaften bezogen? Da wir während dieser „Krisen" unter so vielerlei Verwirrungen der Begriffe leiden, sei es mir erlaubt, zuerst von diesem Begriff das Notwendigste zu sagen, ehe ich auf die Frage eingehe: ist der noch schwierigere Begriff des Geistes ohne Verwirrungen und Verirrungen faßbar?

„Krise" ist κρίσις, in genauer Übersetzung dieses griechischen Wortes Scheidung, Zwiespalt, Streit, Wahl und sodann auch Entscheidung und Urteil als Richterspruch. Krise ist ein Zustand, in dem es keine unangefochtene Gültigkeit der Werte, Richtigkeit des Verhaltens gibt. Über dies alles muß erst entschieden werden und gerade daß entschieden werden muß und nichts mehr selbstverständlich ist, ist schon eine Entscheidung gegen, ein Urteil in der Richtung der Verurteilung, ein Richterspruch